

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 4 (1914)

Heft: 24

Artikel: Der Teufelsbock [Fortsetzung]

Autor: Beck, Gottfried

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637162>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 24 — 1914

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 13. Juni

Irmlein.

Selbstam, ich bin der Mann nicht mehr,
Der nirgend Ruh' und Frieden hat.
Du gabest Segen, reich und schwer,
Du gabst mir Ziel und Heimatstatt.

Komm, gib mir deine liebe Hand!
So ist mir wohl wie einem Kind,
Das wieder sich zur Mutter fand
Durch Not und Ferne, Sturm. und Wind.

Aus deinen Augen strahlt das Licht,
Das ich im Dunkel lang gesucht.
Verlaß mich nicht! Verlaß mich nicht!
Ich bin so müd von langer Flucht . . .

In deiner Nähe sein, ist gut.
Bei dir wird alle Unraut still.
In deiner Nähe bin ich Slut,
Die für das Höchste brennen will.

Emil Schibli, Bern.

Der Teufelsbock.

Novelle von Gottfried Beck, Bern.

(Nachdruck verboten.)

Die nächste Tanzruhe wurde vom Schützenpräsident benutzt, um die Preisverteilung vorzunehmen. Er hatte eben die übliche vaterländische Einleitung beendigt und machte eine kleine Pause. Da zupfte ihn jemand am Ärmel. Es war die kleine alte Steiner Käthe, die ihn ängstlich fragte, ob ihr Sohn am Schießen gewesen wäre. Der Präsident schüttelte den Kopf und wollte seine Rede fortführen, aber das alte Mütterchen ließ ihn nicht los, sondern jammerte leise und eindringlich, ihr Sohn wäre vor vier Tagen mit dem Stützen von zuhause fortgegangen, sich im Stand für das Fest zu üben, und seither nicht zurückgelehrt. Der Präsident wurde ungehalten; denn die entstandene Pause wurde zu lautem Singen und Scherzen benutzt. Er sagte kurz, Fritz Steiner werde wohl ein anderes Fest, wo es schönere Preise gäbe, aufgesucht haben, wozu am heutigen Tag in der Nachbarschaft an drei Orten Gelegenheit war.

Inzwischen hatte sich die Ursache der Störung im Saal herumgesprochen, der Steiner Fritz sei seit vier Tagen verschwunden. Da rief aus der Gruppe, wobei Haldenueli sich befand, der Moospeter, ein junger Führerbursche, mit überlauter Stimme zum Vorstandstisch hinauf: „Der Steiner Fritz? Den hab ich am Mittwoch oben im Mitbergwald begegnet, mit Stützen und Eispickel. Ich fragte ihn, ob es ihn nach dem Teufelsbock gelüstet. Da lachte er mich aus: „Was frag ich nach dem Teufelsbock! Die schönste Geiß will ich erjagen, hoduriolio!“

„Das glaub ich auch, dem sind die Geiseln lieber als die Böcke,“ warf ein anderer lachend dazwischen, und laute Heiterkeit begleitete die rohe Ansspielung.

Elsi und Trine hatten angestrengt nach dem ersten Sprecher gelauscht. Nach dessen letzten Worten schaute Elsi auf Ueli, senkte aber sogleich die Augen, als dieser, wie es ihr deuchte, sie höhnisch anlachte. Eine glühende Röte der Scham und des Unwillens bedeckte ihr sowie Trines Gesicht.

„Mein Gott!“ schrie die Mutter Steiner, „dann ist mein Fritz tot!“

Erst dieser Ruf der fassungslosen Frau, die bis dahin von dem Präsidenten verdeckt nur den zunächst Sichtenden sichtbar gewesen war, ließ der festlichen Menge aufdämmern, worum es sich handelte. Der Präsident suchte die außer sich geratene Frau zu beschwichtigen: „Warum gleich das Schlimmste fürchten? Fritz wird wohl in der Schlupfhütte zurückgeblieben sein und darf der Lawinen wegen nicht herunterkommen.“

„Mit zerbrochenen Gliedern liegt er an der Fluh,“ jammerte das Mütterchen. „Elend mußte er verhungern und erfrieren. Nicht einmal ein ehrliches Grab! Im Frühjahr fressen ihn die Raben und Dohlen.“

„Wir werden ihm noch heute nacht Hülfe schicken und ihn dir morgen wiederbringen,“ tröstete der Präsident, der zugleich Obmann der Führergilde war. Durch die Weh-

rufe der Frau wurden seine Gedanken aus dem Festtrubel auf den Weg der Pflicht gelenkt und ließen ihn die Möglichkeit eines Unglücks nur zu deutlich erkennen. Sofort übertrug er sein Schützenamt dem Stellvertreter, wählte sich aus der anwesenden Mannschaft den Halden Ueli und neun andere junge Bergführer, denen sich freiwillig einige Senni anschlossen, und bestellten sie für eine Stunde später nach dem kleinen Leichenhaus auf dem Friedhof, wo die Geräte der alpinen Rettungsstation untergebracht waren.

Zwei Stunden nach Mitternacht erreichte die Hülftruppe die Schlupfhütte. Diese war leer, zeigte aber auf dem Feuerherd Spuren, daß sie kürzlich jemand beherbergte hatte. Vom Morgengrauen an wurden die Nachforschungen im Freien aufgenommen. Sie mußten aber als aussichtslos und äußerst gefährlich eingestellt werden; der Schnee lag mannshoch. Kein Zweifel, daß Friki Steiner verunglückt war. Festzustellen, wo es geschehen war und wie, ob durch eine Lawine oder durch einen andern unglücklichen Zufall, konnte erst nach der Schneeschmelze versucht werden.

III.

Verschiedene Umstände bewirkten, daß das Geheimnis des Wetterspitz die Öffentlichkeit in Schwarzental den ganzen Winter und Frühling in Spannung hielt und die zunächst Beteiligten immer und immer wieder in schmerzhafte Erregung und Unruhe versetzte.

Das Kirchlein des Dorfes steht an der nördlichen Halde genau in der Richtung von der südöstlichen Wetterlücke zum nordwestlichen Talausgang. In den kürzesten Wintertagen wirft die Morgensonne einen schmalen Lichtstreifen über das Kirchlein und mitten durch das Tal. Im Verlauf des Tages wandert der Lichtstreifen wie ein silberner Zeiger über die beschatteten nördlichen Schneehalden zurück nach dem Wetterspitz und springt am Abend von dessen schneigeriger Gratkuppe mit einem leuchtenden Funken zurück in den blau dämmernden Himmel. Zur Zeit der Sommersonnenwende aber verglüht im Talschatten der letzte Abendstrahl am Wetterhahn des schindelgedeckten Kirchturmdaches.

Zu der auf der östlichen Seite der Kirche gelegenen Chor- und Orgellaube führt eine kleine Tür, die vom Lehrer, der die Orgel bedient, den Kindern und den verspäteten Predigtleuten benutzt wird. Auf ihren regelmäßigen Kirchgängen stellte sich die Steiner Räthe jedesmal unter das kleine Bordach dieser Tür und blickte leis klappend zu den verschneiten Flühen des verhängnisvollen Wetterspitz empor. Auf ihre wimmernden Fragen hatte der Berg nur immer das gleiche eisige Lächeln, das der armen Frau einen gellenden Wehruf auspreßte und sie in die Kirche trieb, wo sie sich in eine Ecke neben der Orgel duckte, den Platz, den sie seit dem Verschwinden ihres Sohnes sich gewählt hatte, und den ihr niemand streitig mache.

Elli trug schwer an ihrer heimlichen Verantwortung, die ihr nicht einmal mehr kirchlicher Trost mildern konnte. Denn seit sie Steiners Mutter an der Orgellaube gesehen und vernommen hatte, daß der gleiche Auftritt jeden Feiertag sich wiederholte, wagte sie nicht mehr in die Kirche zu gehen.

Ueli hatte sich gänzlich von ihr zurückgezogen. Wohl konnte sie ein dunkles Gefühl nicht mehr los werden, daß er auf irgend eine Weise das Unglück mitverschuldet, daß er vielleicht doch mit Steiner gegangen und ihn absichtlich zu verwegener Kletterei verführt habe, um seinen Untergang herbeizuführen. Jedoch wagte sie nicht weder Ueli noch anderen gegenüber derartige Andeutungen zu äußern, da sie sich dadurch als die Hauptschuldige verraten und die Verwünschungen der Mutter Steiner und die Vorwürfe der übrigen Talleute zu fürchten gehabt hätte.

In den Aussagen trat ein neuer Umstand hinzu, der ihre Dualen vermehrte, sodass das blühende Mädchen sichtlich zu welken begann. Ihre frische Farbe verlor sich, ihr selbstbewußtes Auftreten schwand, und das lebensfrohe Kind wurde menschenscheu.

Die junge Hellbach Trine, die erst vor drei Jahren admissiert worden war, bekam ein Kind. Standhaft verweigerte sie jegliche Auskunft. Als das junge Leben unter ihrem Busen sich zu regen angefangen hatte, war sie oft tagelang bei Schnee, Regen und Sonnenschein im Mitbergwald und in den untersten Alpweiden am Wetterspitz umhergestreift. Sowie ihre Angehörigen die Anzeichen ihres körperlichen Zustandes und ihrer seelischen Unruhe zu deuten vermochten und das Mädchen zur Rede stellten, sprach sie in verzückten Redensarten von einem himmlischen Bräutigam, der sie bald zur Hochzeit abholen werde.

Der Pfarrer von Schwarzental nahm sich vor, das Geheimnis zu enthüllen, und er war fest überzeugt, daß es seiner rauen Beredsamkeit gelingen würde. Als er die Trine besuchte, redete er von der großen Sünde, die sie begangen hat. Zeitlich sei Trine verdorben und verloren. Das Schlimmste von ihrem ewigen Heil könne nur abgewendet werden durch des Pfarrers Fürsprache bei Gott. Aber diese Hilfe könne er ihr erst angedeihen lassen, wenn sie ihm den Namen des Verführers verrate.

„Menne mir das Grausal von Verbrecher, das dich in Unglück und Schande stieß, damit ich in unablässigem brünstigen Gebet deine Schuld mildern und auf sein ruchloses Haupt wälzen kann.“

Das ob dieser Reden entsetzte Kind erwiderte schüchtern, daß ihr niemand Böses zugefügt und sie auch nicht wisse, was sie Schlechtes verbrochen habe. Die Antwort versetzte den geistlichen Herrn in maßlosen Zorn. „Was!“ polterte er, „du willst dich als unschuldiges Kind ausspielen, meinst wohl gar, man soll in dir eine zweite Jungfrau Maria verehren! Du blutjunge Dirne, schon bald Mutter, wirst einen unehelichen Balg zur Welt bringen! So kurz nach der Konfirmation, wo du mir gelobt hast, züchtig zu leben, hast du Unzucht getrieben, bist in Schmach und Schande gefallen! Alle meine Warnungen und Ermahnmungen hast du in den Wind geschlagen. Schau mich nicht so frech an! Wenn ich mich jetzt nicht erinnerte, daß du schon in der Unterweisung ein frisches, übermüdiges Geschöpf warst, müßte ich mich selber schämen, daß meine Worte nicht mehr über euch junge Dinger vermögen. Noch einmal frage ich dich, wie heißt der Lasterbube, mit dem du dich vergangen hast? Wenn du nicht antwortest, so überlasse ich dich dem irdischen Verderben und der Strafe des Höchsten.“

Mehrmals während dieser Strafpredigt hatte Trine den geistlichen Tröster groß angesehen, jetzt senkte sie die Augen in den Schoß und gab von da an weder dem Pfarrer noch sonstwem eine Antwort.

In ihren Wochenfiebern aber verriet sie sich. Sie rief oft und laut nach Fritz Steiner, daß er komme sie zu schützen vor dem schwarzen Teufel, der sie mit ihrem Kind in die Hölle schleppen wolle.

Diese Enthüllung rief bei den näher und ferner Stehenden peinliches Aufsehen hervor. Nur bei der Steiner Käthe hatte sie die gegenteilige Wirkung. Diese kam jeden Tag zu Trine, pflegte die Kranke liebevoll, redete ihr freundlich zu und fing sachte an von ihrem geliebten Sohn zu reden, indem sie hoffte, daß das Mädchen den Schleier des furchtbaren Geheimnisses lüften könne. Das halbirre Mädchen kam allmäßig wieder ins Gleichgewicht. Sie vertraute der guten Alten das Verhältnis zu Fritz und das Jagdabenteuer, das ihn ihretwegen in die Berge gelockt hatte. Mehr aber vermochte sie über Fritzens Verschwinden auch nicht zu berichten.

Die Steiner Käthe übertrug auf den Neugebornen alle Liebe, die sie zu ihrem Sohne empfunden hatte, und sorgte sein an Stelle von Trines Eltern und Geschwister, die den schuldlosen Wurm mit feindlichen Blicken als die Ursache ihrer Familienschande betrachteten.

Elsis erste Empfindung war Entrüstung über die offbare Doppelzüngigkeit des verschollenen Steiner. Dann aber kamen die Selbstanklagen um so wuchtiger über sie. Sie hatte den ehrgeizigen Jüngling zu dem verhängnisvollen Abenteuer gereizt, sie hatte dadurch einer alten Mutter die Stütze und Hoffnung, einer jungen, unerfahrenen Dirne den Namen und Gatten und einem unschuldigen Kind den Vater geraubt.

Selbst die letzte Entschuldigung, womit sie bis dahin ihr Gewissen zu beruhigen gesucht hatte, versagte jetzt ihre Wirkung gänzlich. Elsi mußte auch die mögliche Mitschuld Uelis auf sich nehmen, da ihr die Erkenntnis aufdämmerete, daß sie ihrem Geliebten unrecht getan, daß sie mit ihm und seiner Liebe gespielt und beide verspielt hatte.

IV.

Der Föhn hatte den Frühling in die Berge gelockt. Wie ein fahlgrüner Strom springender Flut war das Leben durch den Talgrund heraufgestiegen und brandete hoch an die schneedeckten Hänge. Brausend fielen die Schmelzbäche über die Felswände und rauschten über die Matten und Felder. In die verschossenen Farben der Wiesen mischte sich munteres Grün, durchwirkt von den leuchtenden Farbepünktchen der Schlüsselblumen, der Geißglocken und der Himmelblümchen. Unter dem losenden Föhnhauch spreizten die Blattknospen und Blütenfugeln ihre grünen und weißen Glieder. Die ersten Schwalben segelten in den bald frühlingslauen, bald schneigkalten Luftwellen, und aus dem Bergwald klang gedämpft des Ruckucks fragender Ruf. Wetterspitz, Schwarzhorn und Finsterspitz trugen dichte Wolkenkappen, von denen der Föhn große Flocken löste und am tiefblauen Himmel verstreute.

In den ersten Tagen des Brachmonats wurde Steiners Leiche am Wetterspitz gefunden. Der Moospeter, der aus dem Mitbergwald Brennholz nach der Schutzhütte im Schlupf trug, war durch eine freischende Dohlenshar auf die Unglücksstelle aufmerksam gemacht worden. Der Tote lag, halb unter einer Schneeletsche begraben, auf dem Teufelsdruck in den Stoßplatten am Hexensee. Der Teufelsdruck ist ein kleiner halbrunder Felsvorsprung in den von hand- und Schulterbreiten Gesimsen durchsetzten furchtbaren steilen Felswänden, die aus dem Hexensee gegen den Sattel zwischen Wetter- und Rosenspitz ansteigen. An der Bergseite dieser kleinen Teufelsplatte ist im grauen Kalkfelsen ein Abdruck täuschend ähnlich einem übergroßen menschlichen Gefäß, das Werk der Gletscherwasser in unvorläufiger Zeit, als der Schwarzungletscher bis in die Mitte des Wetterspitz hinaufreichte und mit seinen eisstarren Fluten das ganze Schwarzental erfüllte. Die Volksage weiß zu erzählen, daß Satan die neuerrichtete Kirche von Schwarzental mit einem ungeheuren Block zerstören wollte, den er aus dem Wallis herübertrug. Ein Engel schwante auf den Block nieder und zwang den Teufel sich auf die Platte zu setzen und auszuruhen, bevor er zum Wurf ausholte. Dann aber lähmte ein Blitz den Arm des Teufels und entriss ihm den Stein, der in die unergründliche Tiefe des Hexensees rollte.

(Fortsetzung folgt.)

Die politische Volksgliederung der Zukunft.

Wir sehen in der politischen Literatur zeitweilig die Frage auftauchen: sind die alten politischen Parteien heute noch lebensfähig; sind sie noch das, was ihr eigentlicher Name, historisch genau gefaßt, bedeutet? Ja, behaupten die einen, nein, sagen ihre Gegner. Diese Streitfrage zu diskutieren hat nur theoretischen Wert. Auf der einen Seite weiß man ganz genau, daß jeder Parteiname nur die Form ist für einen Bekenntnisinhalt, der stetig wechselt nach den Forderungen der Zeit; auf der andern Seite überzeugt man leicht die Notwendigkeit, daß das historische Ideal ewigen Gesetzen gemäß sich auslebe, damit die Fundamente der jungen Wirklichkeit bis zum letzten Steine festgefügten stehn. Wenn aber in den Ratssälen mit pathetischer Gebärde, die rückwärts weist auf vergangene Herrlichkeiten, die Unvergleichlichkeit historischer Herrscherrechte beansprucht wird „zum Wohle und Gedeihen unseres Volkes“, so kann

dieses Schauspiel dem Einsichtigen nur ein stilles Lächeln entlocken. Die Zeit ist gründlich vorbei, da platonische Ideen den politischen Hunger einer Mehrheit zu stillen vermochten; heute will das demokratisch eingeschulte Volk substantielle Kost haben, es fragt sich jeder bei der Abstimmung: nützt es mir oder schadet es mir? Wer über diesen Materialismus heute die Hände ringt, erkennt sich selbst als Heuchler, wenn er im tiefsten Innern sich prüft. Es ist gewiß leichter, Barmherzigkeit zu üben, wenn man nur seinen Nebenzieher verschenken muß, als wenn man das Hemd hergeben soll; es ist billiger, Idealismus zu dokumentieren, wenn keinerlei Gefahr der Selbstentäußerung damit verbunden ist, als wenn es ins eigene Fleisch geht. Die letzte Abstimmung über die bernische Jagdgesetzesvorlage hat uns über dieses Kapitel eine wertvolle Lektion gegeben.